

«Zeit». Werken Wirken Wandel Andrea Wiegelmann

«Die Zeit beschreibt das Fortschreiten der Gegenwart von der Vergangenheit kommend zur Zukunft hinführend.»¹

Zeit

In einem Interview mit der Wochenzeitung *Die Zeit* sagt der Bündner Architekt Peter Zumthor: «(...) Städte sind nie von einem Tag auf den anderen entstanden. Vielleicht ist ja das, was wir heute als Suburbia wahrnehmen, eine einfache Vorstufe von etwas, das in zwei-, dreihundert Jahren etwas Großes ist»². Was Zumthor beschreibt, ist bekannt: Viele europäische Grossstädte haben sich so entwickelt, die einstigen Industrieareale und Vorstädte zählen heute zu den beliebten Wohngebieten. Diese Entwicklung zeigt sich auch in Schweizer Städten, man denke etwa an Kleinbasel, an Zürich-Albisrieden oder an das Lachen-Quartier in St.Gallen.

Ein zweiter Aspekt ist in dieser Feststellung enthalten. Bauten und noch stärker Infrastrukturbauten bestehen über die Zeit. Im Hinblick auf die Masse des Gebauten machen «Alt-Bauten» gar den Grossteil dessen aus, was uns umgibt, was unsere Landschaft prägt. Dabei sind Bauten immer auch Einzelobjekte, geplant für eine Nutzung, einen Zweck, eine Absicht, einen Ort. Und doch sind sie, einmal gebaut, mit dem Ort, mit der Zeit und mit dem verwoben, was in ihnen und um sie herum geschieht.

Der Faktor Zeit – er umfasst im Gebauten immer auch unser Verhältnis zur Geschichte und die Vorstellung von einer möglichen Zukunft, vielleicht auch einem möglichen zukünftigen Nutzen. Die Basler Architekten Quintus Miller und Paola Maranta etwa weben ihre Bauten bewusst in den jeweiligen kulturellen Kontext ein. Im Zitieren und Übersetzen kultureller Werte, Objekte und Symbole geben sie ihnen damit eine kulturgesellschaftlich verankerte Mehrdeutigkeit, die den Bauten eine gewisse Zeitlosigkeit und damit Bedeutung über das Heute hinaus einschreibt. Je nach Struktur und Typologie ermöglichen sie unterschiedliche Nutzungen, denn ihre Sprache und ihr Formenkanon bedingen keine Festschreibung. Sie verbinden die Zeiten.

Um mit Henri Bergson zu sprechen: Die (gebaute) Vergangenheit ragt unablässig in die Zukunft.³ Damit beeinflusst sie das, was geschieht, was gebaut oder gerade auch nicht gebaut wird, weil es etwa verpönt ist oder gesellschaftlich konnotiert. Treffend hat der Architekturhistoriker Sigfried Giedion die Zeit daher als «Gradmesser einer Periode» bezeichnet. Das Wesen einer Zeit werde in der Architektur durchscheinen, Architektur gebe immer auch Hinweise auf das, was in einer Zeit wirklich vor sich gegangen ist.⁴

Die Strategien des Umgangs mit dem Vorhandenen richten sich dabei nach Aufgabe und Ort sowie nach dem gesellschaftlichen Umfeld. Bei der Instandsetzung und Erweiterung des Alten Hospiz auf dem Gott-hard von Miller & Maranta, haben die Architekten die Zeitschichten bewusst lesbar gelassen, Neues und Altes schaffen ein neues Ganzes, das alte Hospiz lebt im Neuen fort und kann auch weitergedacht, -gebaut werden. Die Markthalle in Aarau dagegen, auf die spezifische Aufgabe und städtebauliche Situation zugeschnitten, ist prototypisch für diesen Ort geschaffen.

Unser Umfeld ist als durch und von uns gestaltete Kulturlandschaft durchzogen von Spuren der Geschichte, Elementen einer Epoche; wann immer wir bauen, bauen wir in einem bereits determinierten Umfeld. Darauf sollten wir Rücksicht nehmen. Oder, um noch einmal Peter Zumthor zu zitieren: «In unserer Landschaft und in den Gebäuden ist unsere Geschichte gespeichert. Mit diesen Dingen haben meine Vorfahren gelebt und mich würde es freuen, wenn auch meine Grosskinder mit diesen Dingen leben würden. Selbstverständlich muss immer wieder etwas erneuert werden, aber das sollte mit Respekt vor dem Bestehenden geschehen.»⁵

Dies gilt für die Stadt, *suburbia* ebenso wie für die Kulturlandschaft. Weiterbauen heisst dann auch das Mass finden zwischen Bewahren und Weiterdenken, zwischen Erhalten und Verwandeln, zwischen Konservieren und neu denken. Denn Bauen ist in einer zunehmend verstärkten Landschaft Bauen im Bestehenden.

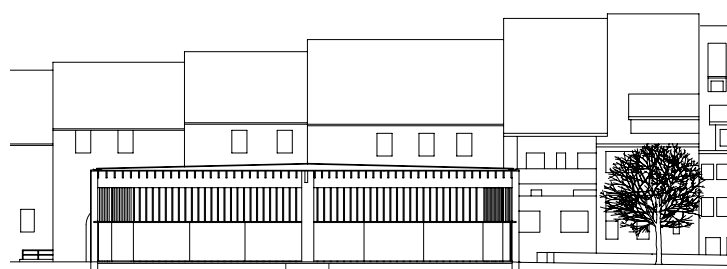
Dabei scheint beim Bauen im ländlichen Raum die Frage nach den Strategien bedeutender, ist der Kontext doch oftmals homogener und exponierter als in den sich rasch wandelnden Stadtregionen. Und so titelt Marina Hämmerle in ihrem Beitrag zu Ersatzneubauten im Appenzeller Vorderland diese Fragen thematisierend «Bauen ausserhalb der Zeit». Das Appenzell ist geprägt von den typischen Streusiedlungen, Einzelgehöften oder kleinen Weilern, die meist ausserhalb der Bauzonen liegen. Wie kann man sie erweitern, ergänzen, umbauen und – noch entscheidender – wie kann man hier neu bauen? Hämmerle plädiert dafür, das Neue zuzulassen, lernen zu übersetzen, das Tradiertere im Neuen zu sehen und schliesst treffend: «(...) kulturelle Errungenschaften basieren oft auf Import von Neuem (...)».

Denn dass (Neu-)Bauten auch stimulieren, die Einzigartigkeiten von Landschafts- und auch dörflichen oder urbanen Räumen erst wahr-

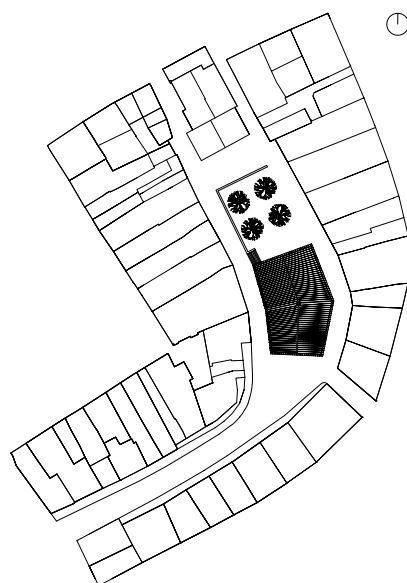
siehe Artikel 12, Seite 68



Markthalle, Aarau, 2002, Miller & Maranta, Foto: Ruedi Walti



Längsschnitt, 1:500



Situationsplan, 1:5000



Überbauung Chantun Sur, Pontresina, Situationsplan, 2011, Christof Ansoerge, Ingrid Burgdorf, Alex Herter, Studio Märkli, 1:1000



Ansicht Nord, 1:1000

siehe Artikel 16, Seite 88

siehe Artikel 8, Seite 38

siehe Artikel 31, Seite 156

nehmbar machen, führt die Autorin an anderer Stelle aus: «(...) die kulturelle Kraft von Origen (Anm. der Autorin: Festival für Musik, Tanz und Theater) liegt demnach nicht nur in der Interpretation von Geschichten und Riten, sondern in der Aktivierung von Räumen und Landschaften».

Es geht immer auch um die (bereits erwähnte) Übersetzungsleistung: das Lesen der Strukturen von gestern und heute und deren Transkription für morgen und übermorgen. Die Zeit zu fassen, zu respektieren und in eine Strategie zu überführen, ist dabei – auch das zeigen die beiden erwähnten Beispiele – abhängig vom jeweiligen Ort. Im Landschaftsraum bestimmen andere Parameter den Entwurf als im städtischen Umfeld.

Im Pontresiner Dorfteil Laret hat Peter Märkli einen Masterplan für die Integration von mehreren Neubauten in das bestehende baulich-räumliche Gefüge entwickelt. Das neue Ensemble schreibe die Dorfstruktur fort, so wiederum Marina Hämmerle, wobei die Bauten eine eigenständige architektonische Haltung formulierten. Bauten eigenständig zu gestalten und dennoch mit dem Ort zu verbinden, zeugt von jener gewissen Übersetzungsleistung, die es ermöglicht, die Geschichte des Ortes weiterzuschreiben. An andere Stelle kann dies auch heruntergebrochen auf ein Gebäude erfolgen. Wobei der Grad der Übersetzung und Anpassung dann deutlicher von der jeweiligen Aufgabenstellung abhängt.

Martin Tschanz beschreibt dies in seinem Beitrag zu den Umnutzungen der beiden ehemaligen Zeughäuser in Herisau und Teufen. Die einst als Lagerhäuser der Landesverteidigung errichteten repräsentativen Bauten sind aufgrund ihrer grosszügigen und einfachen Raumkonstellation für anderweitige Nutzungen gut geeignet. Tschanz erläutert, wie die Bauten einmal zurückhaltend (in Herisau) und einmal mit deutlichen Eingriffen (in Teufen) angepasst wurden und ihr Charakter, die Offenheit der Räume erfahrbar geblieben sei. Es handelt sich damit um keine Überformung, wie sie etwa die Fabrikanlage der ehemaligen Zürcher Molkerei Toni erfahren hat. In Zürich wurden die räumlichen Strukturen zugunsten der neuen Nutzung so verändert, dass der ursprüngliche Raumeindruck an vielen Stellen nicht mehr erlebbar ist.

Wandel

Die ehemalige Fabrik und heutige Hochschule hat darüber hinaus auch eine städtebauliche Bedeutung. Sie kann Impulsgeber werden für das ehemalige Industrie- und Gewerbequartier, das als eines der grössten innerstädtischen Entwicklungsgebiete Zürichs in den letzten Jahren eine neue Prägung erfahren hat.

Ob der grossmassstäbliche Städtebau jene Körnigkeit erreichen wird, die die angrenzenden Quartiere auszeichnet und zu lebendigen Stadtbausteinen macht, bleibt abzuwarten. Vielleicht wird er, um auf Peter Zumthor zu verweisen, «einst etwas Grosses». Noch ist es zu früh, um sich ein abschliessendes Urteil bilden zu können. *Suburbia* ist das Zürcher Quartier jedenfalls nicht mehr.

Ähnliche Strategien der Quartiersentwicklung finden sich auch in St.Gallen. Dort hat die Umnutzung einer Lokremise mit dem Neubau der Fachhochschule «hinter» dem Hauptbahnhof Impulse gesetzt, um aus «diesem Niemandsländchen einen öffentlichen Ort für die Bürgerinnen und Bürger (zu) machen». Auch wenn es, ebenso wie in Zürich, weiterer Anstrengungen bedarf, um das Quartier als Stadtquartier zu entwickeln.

Ein Verständnis für den Ort, seine Geschichte und mögliche zukünftige Bedeutung, ein Gespür für seine Zeit ist freilich auch hier Voraussetzung. Fehlt dies, geschehen städtebaulich-architektonische Missgriffe, wie etwa bei der Büroüberbauung zwischen St.Leonhard-Brücke und der Kreuzung Rosenbergstrasse. Das fehlende Gespür für den Ort und seine möglichen stadträumlichen Qualitäten wirke hier kontraproduktiv, kritisiert Gerhard Mack in seinem Artikel zu den Quartieren ebenso, wie er der neuen Wohnüberbauung im angrenzenden Quartier Lachen eine fehlende Verzahnung mit dem Umfeld und eine ungenügende Aufmerksamkeit gegenüber den Zwischenräumen der Wohnbauten attestiert. Anders als in Pontresina also, wo die Geschichte des Dorfteils mit der Überbauung Chantun Sur fortgeschrieben wird, sind die Neubauten im St.Galler Quartier Solitäre, die eben dieser Fortschreibung entgegenstehen.

Gleiches ist mit der Wohnüberbauung Birnbäumen, ebenfalls in St.Gallen, geschehen. Hier, so wiederum Gerhard Mack, habe die Stadt die Chance verpasst, ein Quartier zu planen. Stattdessen stellt sich eine Ansammlung von Wohnüberbauungen gegen den Westhang, in den sie gesetzt sind, voneinander getrennt durch Abstansgrün, das sinnbildlich für die Vereinzelung der Bauten steht. Zugegeben, die Siedlung ist kein Einzelfall, überall an Hanglagen sind derartige Fehlplanungen zu beobachten. Doch, so kritisiert Mack zu Recht, in St.Gallen gibt es ein prominentes gelungenes Beispiel für eine Westhangbebauung, die Teppichsiedlungen der St.Galler Architekten Danzeisen + Voser aus den 1950er-Jahren. Dies hätte zumindest der Stadt als Vorbild für die entsprechenden Quartiersrichtlinien in den Birnbäumen dienen können. Es geht dabei nicht darum, den Bestand, die Baugeschichte als Mass der Dinge darzustellen. Es geht

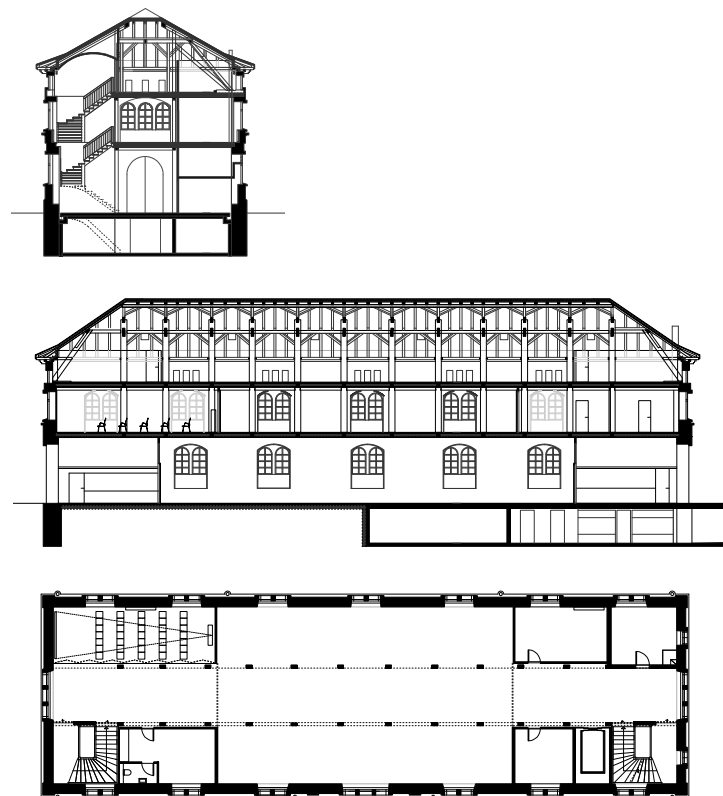
siehe Artikel 1, Seite 8

siehe Artikel 1, Seite 8

siehe Artikel 19, Seite 96

siehe Artikel 5, Seite 20

siehe Artikel 5, Seite 20



Zeughaus Teufen, Umnutzung, 2012, Studio we, Querschnitt, Längsschnitt und Grundriss Obergeschoss, 1:500



Überbauung Birnbäumen, St.Gallen, 2012, Bollhalder + Eberle, 1:10 000



Teppichsiedlung, St.Gallen, 1957, Danzeisen + Voser, Foto: Archiv Danzeisen + Voser, Forrer Stieger Architekten



Diokletianpalast, Historisches Zentrum von Split, 305 n.Chr., 1:10 000

darum, hinzusehen, zu verstehen, zu analysieren, zu übersetzen lernen. Man muss das Vorhandene erkennen, um seine Potenziale nutzen zu können.

Dabei ist das Neue, das aus dem Verständnis des Bestehenden entstehen kann, ebenso Bestandteil des Prozesses wie das Überformen von Vorhandenem oder das Weiterbauen, auch das Neue kann Teil einer (städte-)baulich gewachsenen Setzung sein. Wie bei der Markthalle in Aarau können in diesem Prozess neue Typologien entstehen. Dass sich Bilder, Ikonografien in etwas Neues übersetzen lassen, haben auch die Basler Architekten Herzog & de Meuron schon oft belegt. Beim Neubau des Gipfelgebäudes auf dem Chäserrugg haben sie die traditionelle Bergstation in einen Ort des Ankommens übersetzt, der seiner exponierten Lage in Bauweise und -form Rechnung trägt. Das Haus nimmt die bestehende Seilbahnstation auf und streckt sich ihr entlang in die Länge, die unterschiedlichen Funktionen sind unter einem riesigen Dach vereint.

siehe Artikel 27, Seite 138

Werken Wirken Wandel: Zeit

Bauen im Bewusstsein der Zeit: Die oben angeführten Beispiele zeigen unterschiedliche Strategien im Umgang mit dem Faktor Zeit. Von eigenständigen Typologien, gebaut für einen Ort, bis hin zu Typologien, die das Vorhandene weiter- und den möglichen Wandel mitdenken.

Dabei kann durch die Zeit auch immer wieder Überraschendes geschehen. Im kroatischen Split etwa ist der Diokletianpalast (ca. 295 bis 305 n. Chr.) – der eine Fläche von gut 30 000 m² umfasst und in seiner Struktur mit einer gliedernden Quer- und Längsstrasse bereits eine städtische Infrastruktur aufgreift – heute zentraler Teil der Altstadt. Anstatt den Palast abzureissen, wurden Wohn- und Geschäftsnutzungen darin angesiedelt. Man darf spekulieren, warum. Sicherlich hat die Struktur der Palastanlage dazu beigetragen, die eine gewisse Mehrdeutigkeit in sich trägt.

Ein anderes Beispiel ist die Essener Zeche Zollverein, wohl eine der grössten ehemaligen Kohlezechen des Ruhrgebiets und berühmt durch die Zweckbauten aus rotem Backstein. Als Museum, Künstlerquartier und Erholungsraum ist sie heute nach dem Schloss Neuschwanstein die grösste touristische Attraktion in Deutschland und damit wirtschaftlicher Motor für eine Region, die der Strukturwandel von der Industrie- zur Dienstleistungsgesellschaft besonders stark getroffen hat.

Zugegeben, dies sind zwei Ausnahmebeispiele, doch sie stehen für den nicht planbaren Moment, der

Wandel, der durch Faktoren bedingt wird, die wir nicht vorhersehen können und dennoch zulassen sollten. Der Bildhauer Jürg Altherr hat mit seiner bewachsenen Skulptur auf dem Areal der St.Galler Empa elegant vorgeführt, wie dieses Zulassen aussehen kann.

siehe Artikel 7, Seite 34

Andrea Wiegelmann



Bewachsene Skulptur «Heckenkörper – Körper ohne Haut», Empa, St.Gallen, 1998, Jürg Altherr, Foto: Hanspeter Schiess

1
Justin Mader, *Das Werden der Zeit. Ist Zeit endlich*, München 2012, S 2.

2
Daniele Muscionico und Matthias Daum, «Das meiste ist keine Architektur», Interview mit Peter Zumthor, in: *Die Zeit* Nr. 48/2014, 20. November 2014.

3
Henri Bergson, *Zeit und Freiheit*, Jena 1920.

4
Sigfried Giedion, *Raum, Zeit, Architektur. Die Entstehung einer neuen Tradition*, 5. Auflage, Zürich 1992.

5
aus: Gespräch mit der Autorin im April 2016.